



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Düntzer, Heinrich: Goethes Straßburger lyrische Gedichte : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

keit, der Respekt vor dem Gesetze keine andre Quelle mehr hat, als die Furcht vor Strafe!" Er hat damit den Nagel auf den Kopf getroffen. In der That, das Geschlecht, das heute in Italien heranwächst, hat nicht das Aussehen, als ob es das leisten könnte, was unter viel schwierigeren Umständen die Väter geleistet haben. Wenn das aber anders werden soll, so darf nicht am falschen Ende angefangen, so darf die Jugend nicht erst, wenn sie schon auf der Universität ist, zur Zucht erzogen werden. Das mögen die im Auge behalten, denen die Möglichkeit gegeben ist, kraft ihrer Stellung dem Lande die Augen zu öffnen. Sie werden ihr Ziel nicht ohne Kampf erreichen, aber ohne Kampf kein Sieg. Möge sie in diesem Kampfe das Ideal der wahren Freiheit leiten, das auch den Begründern des heutigen Italiens vorgeschwebt hat, das aber nicht erreicht wurde, weil das Volk nicht genügend dazu vorbereitet war. Die Freiheit ist eine gute Kost, aber sie verlangt auch einen guten Magen.



Goethes Straßburger lyrische Gedichte

Von Heinrich Dünker

(Schluß)



in andrer Besuch Sesenheims wird von den vier heitern Strophen „Balde seh ich Niekchen wieder“ in Aussicht gestellt, die in demselben Verhältnisse wie das zuletzt besprochne Gedicht verfaßt sind. Auch diese hat Bielschowski Lenz zuzuschreiben und so eine Trilogie von Gedichten herzustellen gesucht, von der auch kein Schatten nachzuweisen ist, wenn man nicht das deutlich ausgesprochne geradezu mißversteht. Der Inhalt der Verse ist keineswegs der, den B. angiebt: „Niekchen ist dem Dichter entflohen, wie er sich ausdrückt, aber sie kehrt bald zu ihm zurück, und darüber bekundet er seine Freude.“ Freude giebt ihm vielmehr die Gewißheit, bald Friederiken in Sesenheim wieder besuchen zu können, woran er so lange durch seine Lage verhindert worden war. Im Vorgefühl dieses Glücks erwacht wieder sein Sang, den er mit solcher Lust von Friederikens Lippen gehört hatte, aber in der traurigen Zeit, wo er Straßburg nicht verlassen konnte, war er verstummt, weil er den Kummer, ihre Gegenwart zu entbehren, nicht im Liede ergießen kann. Jetzt aber singt er wieder in voller Freude; diese ist ihm kostbarer als alles. In den Worten „Lange, liebe Liebe lang“ muß natürlich „liebe Liebe“ als Anrede gefaßt und dies durch ein Komma angedeutet werden, wie schon die „Studien“ (S. 38) bemerkt haben. Freilich wird das Gedicht dort irrig ganz anafreontisch ge-

nannt, während es vielmehr reiner Ausdruck des natürlichen Gefühls ist. B. verrät nicht, wie er den Ausdruck faßt. Das Lied, meint er, passe allein für Lenz; in welche Zeit man es bei Goethe legen solle, wisse er nicht. Natürlich, da er von einer Trennung der Geliebten, einem Bruche des Verhältnisses träumt. Daß „sein Mädchen ihm entflieht,“ ist so zu verstehen, daß er sie nicht sieht, nicht spricht. Es ist das erste Lied, worin er die Geliebte mit Namen anredet, und es gehört ohne Zweifel in einen der ersten Monate des Jahres 1771, wohl in den März, wo er wieder Aussicht hatte, bald nach Sesenheim zu kommen, da Herder seine lange Augenkur eingestellt hatte. Lustig ist es, zu sehen, wie wenig B. eine Ahnung von dem Aufjubeln des Herzens hat, worauf das ganze Lied gestimmt ist. Anstoß nimmt er an der Wiederholung in dem beginnenden „Balde . . . balde, bald,“ dem am Schlusse der zweiten Strophe „Lange . . . lange, lang“ entspricht. Der Ausdruck „mich ängsten tiefe Schmerzen“ soll für Goethes Sesenheimer Lieder „zu tragisch“ sein, und doch kommt es hier auf eine recht starke Bezeichnung seiner Not an. B. belehrt uns, Goethe habe das Wort „Schmerz“ stark genug gefunden, „um nicht nach einem verstärkenden Attribut zu greifen.“ Und nun erhalten wir eine Schmerzstatistik der „Lieder“ des ersten Bandes der Werke, wonach unter den neunundzwanzig Fällen, in denen das Wort Schmerz vorkommt, nur zwei sein sollen, wo es ein Beiwort habe, einmal „stet,“ ein andermal „wonnevoll.“ Erinnerte sich denn B. nicht des Verses der Mignon: „Doch fühlt' ich tiefen Schmerz genug“ und der entsprechenden „Schmerzen, tief im Herzen“ in dem Liede an Mignon? Und wer giebt dem Statistiker das Recht, sich auf die Lieder zu beschränken? Sah er nicht, daß er seine Beobachtung auch auf die Wörter „Leiden, Thränen, Freude, Lust“ u. a. ausdehnen mußte, wenn das geringste dabei herauskommen sollte? Der Dichter giebt die Beiwörter, wo sie nötig sind, und jeder Urteilsfähige sieht, daß hier „mich ängsten Schmerzen“, auch abgesehen vom Verse, viel zu schwach wäre, und es abgeschmackt ist, zu behaupten, die Hinzufügung von „tiefe“ zeuge gegen Goethe. Von derselben Seltsamkeit ist das Bedenken gegen „Gram“, das Lenz häufig, Goethe nur in dem Verse haben soll: „Dem der Gram die Seele bricht.“ Gram ist der höchste Grad des Kummers, und hier gerade der treffende Ausdruck, ja er wird noch verstärkt durch „wahr“, das nicht, wie B. meint, den Gegensatz zu „erdichtet“ bildet, sondern, wie häufig bei den Dichtern der Zeit, gleichbedeutend ist mit „voll, rein,“ die gleich darauf folgen, wie Goethe selbst „wahrer Genuß, wahre Freiheit,“ auch „wahr empfinden“ in Leipziger Liedern hat. Die Krönung dieser kritischen Leistung ist der Satz, die Schlußwendung: „Sa ich gäbe diese Gabe nicht für aller Klöster Wein,“ scheinbar nicht Goethisch, wogegen Lenz einen solchen für ein Trinklied passenden Abschluß hier für brauchbar gehalten haben könne. Und doch gab es für den Jüngling, der im Rhein- und Weinlande, in der Nähe der im Besitze der besten Weinberge befindlichen Klöster aufgewachsen war,

kaum einen treffendern Ausdruck dafür, daß ihm Friederikens Gegenwart köstlicher als alles sei. B. erklärt nebenbei „diese Gabe“ ganz irrig: „die Freude über die Rückkehr der Geliebten“; offenbar ist die Freude, sie wiederzusehen, gemeint, die er schon jetzt in Gedanken genießt. Nur den Ausdruck „geht nicht über in mein Lied“ möchte man als weniger gelungen dem jungen Dichter verzeihen müssen.

Der angekündigte Besuch wird bald gefolgt sein, wohl noch im Anfange des März, aber kaum dürfte sich schon damals das schöne Paar das Wort gegeben haben, sich unzertrennlich anzugehören. Dies geschah wohl erst bei Goethes folgender längerer Anwesenheit, etwa am Ostermontag, wo sich auch im Elsaß Verwandte und Bekannte fröhlich zusammenzufinden pflegten (er fiel 1771 auf den 1. April), oder am Geburtstag des Vaters, am 11. April. Wie wenig zuverlässig auch die Zeitangaben in „Wahrheit und Dichtung“ sein mögen, zu Goethes wirklichen Erinnerungen dürfte es gehören, daß an dem Tage, wo eine festliche Zusammenkunft das Sesenheimer Pfarrhaus belebte, Goethe die Versicherung von Friederikens entschiedner Neigung erhalten hat. Dafür spricht auch der von ihrer Schwester treu im Gedächtnis behaltne Weisenspruch auf einer Gedenktafel, die im Nachtigallwäldel an eine der hohen Buchen angenagelt wurde: oben standen die Namen der Gäste, zuunterst der des Dichters mit der Strophe: „Dem Himmel wach's entgegen,“ in der geläufigen abwechselnd reimenden achtversigen Strophenform. Die Echtheit der Verse ist, so viel ich weiß, nicht angezweifelt worden, wenn man von der überraschenden allgemeinen Verdächtigung der Weimarer Ausgabe absieht; doch meinen die „Studien“ (S. 40), die Namen müßten in den Baum eingeschnitten gewesen sein, weil sonst der Wunsch, das Holz möge von Wetter, Sturm und Regen verschont bleiben, keinen Sinn habe. Aber der dichterisch ausgeführte Weisenspruch wünscht eigentlich nur, daß der allen hohen Bäumen gefährliche Blitz diese Buche nicht treffen möge, da dann auch die angenagelte Holztafel Schaden leiden würde. Übersehen ist dabei, daß nicht die bloßen Anfangsbuchstaben der Namen, sondern die Namen selbst dort standen, und darunter die acht Verse, die doch kaum in den Baum eingeschnitten sein konnten. Auf denselben Tag oder die folgende Nacht müssen die sechs iambischen Verse (in derselben Reimform wie die neun früher erwähnten „Ich komme bald, ihr goldnen Kinder“) fallen: „Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle.“ Der Dichter spricht in diesen für den Charakter Goethes höchst bedeutenden Versen seine Seligkeit aus, daß er sich beim Spiele das Herz des Engels gewonnen habe, und diese nun von Herzen ihm gehöre; aber zugleich bittet er das Schicksal, daß diese Liebe Bestand haben und er der Geliebten würdig sein möge. Ich verstehe nicht, wie B. die Verse als frühestes Lied (ein Lied ist es gar nicht) betrachten und es „kurz nach dem ersten Zusammenfinden beider Herzen,“ ungefähr gleichzeitig mit dem Briefe an Horn vom Dezember 1770, setzen kann;

dieser Brief gab nur von dem ersten Anknüpfen des Verhältnisses Kunde, wie denn auch die auf Weihnachten sich beziehenden Gedichte noch an beide Schwestern gerichtet waren.

Diesem den Liebesbund schließenden Besuche folgten, wie wir jetzt mit vollster Gewißheit behaupten können, die vier in derselben Reinform wie „Walde seh ich Riechen wieder“ gedichteten, auch in Friederikens Handschrift noch 1835 erhaltenen Strophen, mit denen er ein nach der Mode der Zeit selbstgemaltes Band begleitete. „Wahrheit und Dichtung“ verlegt sie nach dem langen, bis nach Mitte Juni reichenden Pfingstbesuche, wo schon das schöne Verhältnis getrübt war. Ihre Zeitbestimmung dürfte sich aus der Äußerung ergeben, daß ihm „gute Frühlingsgötter“ kleine Blumen und Blätter auf ein lustig Band gestreut haben. Im Winter würde er nicht von Frühlingsgöttern gesprochen oder wenigstens dabei den Gegensatz der Jahreszeit hervorgehoben, selbst im Anfang des Sommers würde er nicht an solche gedacht haben. Und die schöne Wendung, der Frühlingwind, der Zephyr, möge das Band auf seine Flügel nehmen, es selbst um das Kleid der Geliebten schlingen, deutet auf das frisch erstandne Jahr; ja der Gedanke, Friederiken ein gemaltes Band zum Schmuck ihres Kleides zu schicken, konnte erst kommen zu einer Zeit, wo sich die Geliebte in dem Frühlingsputze zeigen sollte, in dem er sie zu begrüßen hoffte. Das aus frohem Herzen warm und innig gefloßne Lied bezeichnet den Höhepunkt der Sesenheimer Liebe und Dichtung. Friederike mußte darin, wenn es auch kein Wort von einer Verbindung fürs Leben enthielt, die Versicherung oder wenigstens die Andeutung der bevorstehenden Versicherung ihrer Vereinigung sehen. Deshalb war auch Friederikens Schwester über das noch erhaltne Band so ärgerlich, daß sie dieses, wie sie Kruse mitteilte, kurz vor seiner Ankunft verbrannte. Goedeke ließ sich hierdurch nicht hindern, das Gedicht auf eine Frankfurter Dame zu beziehen. Einige Zeit später wird der Liebende selbst dem Bande gefolgt sein, etwa Ende April (der 28. war ein Sonntag), aber Friederike mag verstimmt gewesen sein, daß es zu keiner weitem Erklärung kam, welche die in den schönen Versen angedeutete Verbindung fürs Leben bestätigte. In diesen kurzen Besuch, der freilich bis zum 1. Mai gedauert haben könnte, fällt das launige Gedicht, das ihm der Unmut eingab, als Friederike ihr Versprechen verschloß, am frühen Morgen mit ihm, ohne Zweifel in Begleitung der Schwester, spazieren zu gehen, um den Gesang der Nachtigallen zu hören. Das Gedicht, worin er die Geliebte zuerst mit ihrem Namen, dann als sein „geliebte Geschwister“ (Schwester) und als „Schöne“ anredet, ist in iambischen, aus zwei gleichen Systemen bestehenden Strophen verfaßt; die wechselnd reimenden Verse sind kürzer, drittheil- und zweifüßig. Man fühlt ihm den Mißmut an, worin er es am frühen Morgen auf dem Spaziergang eronnen und dann rasch hingeworfen hatte, um es Friederiken zu geben; auch die nachlässige Schrift zeugte noch davon. Der Dichter, der seinen

Mißmut launig zu bezwingen sucht, klagt selbst am Schlusse, daß das Joch des Reimes schwer auf ihm gelegen habe, und scherzt, Friederike solle zur Strafe für ihr Ausbleiben nun diese Reime lesen, bei denen seine schönste Muse, sie selbst, noch geschlafen habe. Am Anfange und am Ende zeigt das Lied wahren dichterischen Geist, aber in der Mitte ermattet der Ausdruck, was sich aus der raschen Ausführung, der ärgerlichen Stimmung und dem Mangel der nachbessernden Hand genügend erklärt, freilich von einem Beurteiler, der diese Umstände übersehen will, als Beweis gegen Goethe verwandt werden kann. Verstärkt hat ihn B. durch die offenbarsten Mißverständnisse. Statt dem Gedankenzusammenhang des hübsch aufgebauten Gedichtes zu folgen, das aller Umstände gedenkt, die Friederiken wecken sollten, erhebt er unnütze Fragen und Bedenken. Die Ursache, daß sich heute morgen keine Nachtigall hören läßt, schreibt der unmutige Dichter der Abwesenheit Friederikens zu, wie es ähnlich in dem Saarbrücker Liede hieß, die Nachtigall sei der Geliebten nachgeflogen. B. findet, das sei nicht bloß ein platter Gedanke, sondern widerspreche auch der Äußerung der letzten Strophe: „Die Nachtigall im Schläfe hast du versäumt,“ wonach diese doch gesungen haben müsse! Aber offenbar ist Friederike „im Schläfe“ um den Gesang gekommen, weil sie durch ihr Nichterwachen die Nachtigall fern gehalten hat, die bei ihrer Anwesenheit sich eingestellt haben würde. Man weiß, welche hohe Verehrung die Dichter der Zeit der Nachtigall erwiesen; auch ein Bismarck gab im Almanach der deutschen Musen auf 1775 ein Lied „an Philomelen.“ Berühmt ist Klopstocks den 12. Mai feiernde Ode „Bardale.“ B. will uns weismachen, die Nachtigall, die wir in diesen beiden Straßburger Gedichten finden, sei erst in den Jahren 1774 oder 1775 in Goethes Lieder eingetreten, und auch damals noch nicht in Liebeslieder; er habe überhaupt diese sentimentale Sängerin nicht geliebt, sein Liebling sei die Lerche gewesen. Aber die Lerche nennt er nur wegen ihres hohen Fluges und ihrer noch „da droben“ erschallenden Stimme; der Nachtigall reizender Gesang zog ihn an, und das Sesenheimers Nachtigallwäldchen wird Goethe auch wegen ihres Gesanges geliebt haben. Weiter fragt B. bei den Worten „Horch, Philomelens Kummer schweigt heute still,“ was die Aufforderung zu horchen bedeute, da die Nachtigall schweige. Der Dichter hat aber vorher das so leicht am Morgen weckende Zwitschern von Sperlingen und Schwalben („der Vögel sanft Geflüster“) gehört, jetzt will er horchen, ob sich denn keine Nachtigall vernehmen lasse. In der dritten Strophe weiß B. nicht, warum betont werde, daß der Busen der neben ihr schlafenden Schwester für Friederiken schlage. Auch das Schlagen ihres Busens, meint der Dichter, müßte sie wecken, wobei er ihrer innigen Schwesterliebe gedenkt. Doch ärgert es ihn, weil sie sich so wohl fühlt, daß sie, statt zu erwachen, immer fester einschläft, entschläft, wie es besonders bezeichnend heißt. Während sonst am Morgen der Schlaf leiser wird und endlich in Erwachen übergeht, setzt sie eben, so

denkt er sich in seinem Urmuth, zu einem festen Schlaf an. Auch das auf „tagt“ reimende „schlagt“ statt „schlägt“ soll die Unbehilflichkeit des Dichters zeigen, der doch hier, wie auch sonst beim Reime, nur aus der Not eine Tugend macht. „Schlagt“ wagt er hier nach „klagt, plagt, fragt.“ Eine „sprachlich wie rhythmisch ungewöhnlich harte Wortverbindung“ soll in der vierten Strophe sein: „Und wär' er von den Zehen zum Kopf von Eis.“ Wir haben hier aber nur eine humoristische Umkehrung des gangbaren „vom Kopf bis zu den Zehen,“ wie Goethe auch sonst an ein paar Stellen diese vollstümliche Redeweise frei umgestaltet hat; die Veranlassung hier „von den Zehen“ vorangehen zu lassen, lag in dem geforderten Reim und auch in dem schließenden „von Eis.“ Der Vorwurf rhythmischer Härte ist vollends haltlos. Anstößiger könnte die Verbindung scheinen „mein Bild, das halb voll Schlaf und reimend die Muses schilt.“ Aber launig stellt sich der Dichter vor, der Traum zeige ihn (sein Bild) Friederiken vielleicht in seiner wunderlichen Lage, wie er noch halb im Schlafe bei seinen Träumereien die Muses schelte, weil sie ihm nicht gehorchen wollen. Er wird dabei, wie er mit gleicher Laune hinzusetzt, bald rot, bald blaß, obgleich er noch nicht zu voller Besinnung gekommen ist. Daß hier wie schon vorher der Ausdruck ermatte, hat der Dichter selbst gefühlt, besonders der Schluß der Strophe fällt ab. Freilich, wäre er mit diesem Morgenständchen öffentlich aufgetreten, so würde es einen etwas wunderlichen Eindruck gemacht haben, aber durchaus keinen schwächlichen. Als Impromptu des um den Morgenspaziergang mit der Geliebten gekommenen Dichters in den Straßburger Tagen verdient es alle Beachtung. Am wenigsten sollte man seine vermeintlichen Fehler derb anstreichen und sich daraus einen Beweis zusammenslickern, daß die Verse Lenz angehören, vielmehr die wirkliche Absicht des Dichters erkennen und seine Entschuldigung gelten lassen.

Aber B. hat an diesen Ausstellungen noch nicht genug, er nimmt nun noch einmal das Gedicht von vorn an durch, um „auffällige Ausdrucksweisen“ aufzustecken. Da findet er denn neben dem prosaischen „unverzeihlich“ „Philomelens Kummer.“ Prosaisch wäre freilich die Redeweise „es ist unverzeihlich“ gewesen, aber wie der Ausruf „unverzeihlich“ dafür gelten soll, und wie der darin enthaltne Gedanke treffender ausgedrückt werden könnte, sehe ich nicht. Daß Friederike ihres Wortes und der Unruhe, worein sie ihn versetzt, nicht gedenkt, ärgert ihn, und er spricht dies nach Wiederholung seines „Erwache“ in diesem Ausrufe kräftig aus. Wäre „Philomelens Kummer“ wirklich eine Umschreibung, so finden wir ähnliche bei Goethe schon früh; aber eine solche ist es nicht, „Kummer“ deutet auf den klagenden Gesang, den Klopstock einen weinenden Ton, ein melancholisch Ach nennt; der Klaggesang der Nachtigall läßt sich an diesem Morgen nicht vernehmen. Wenn darauf der „böse Schlummer“ unserm Kritiker für Goethe zu schwächlich dünkt, so ist „böse“ im Sinne von „leidig“ hier der Stärke und der Farbe nach durchaus entsprechend. Zu den

Worten: „Ich seh dich schlummern, Schöne! Vom Auge rinnt mir eine süße Thräne“ überrascht uns die Bemerkung, die Thräne sei hier ganz unbegründet. Hiernach hat B. wieder den Zusammenhang nicht verstanden. Das Bild der schönen Schläferin (die Anrede „Schöne“ ist hier im vollsten Sinne zu nehmen, wie auch im vorletzten Verse bei dem launigen „die schönste meiner Mäusen“) rührt ihn zu Thränen und trübt seinen Blick, so daß ihm das Bild entschwindet. Das ist ein des größten Dichters würdiger Zug. Mit wunderlicher Kleinmeisterei heißt es dann weiter, bei Goethe finde sich zu dem Dymoron „süße Thränen“ keine Parallele weiter als die „wonnevollen Schmerzen,“ die aber Goethe nicht sich selbst, sondern den alten Eltern Passavants zuschreibe. Welch feine Unterscheidung! Goethe durfte sich selbst also „süße Thränen“ d. h. Thränen der Freude oder auch der Trauer (vgl. das Gedicht „Trost in Thränen,“ wo die Thränen „gar so süß fließen“) nicht zuschreiben; dies verurteilt einen Dichter, der ähnliche Dymora von Thränen, Schmerzen, Schauern häufig habe. Solch süße Thränen Goethes waren aber gewiß die „vollschwellenden“ im „Herbstgefühl“, auch alle, die ihm bekanntlich jedes vollkommene Schöne entlockte, wie z. B. seine eigne Dichtung „Hermann und Dorothea.“ Goethe giebt den Thränen überall, wo es an der Stelle ist, die bezeichnenden Beiwörter, wie er z. B. in der Elegie „Euphrosyne“ von „herrlichen“ Thränen des Beifalls der Zuschauer im Theater spricht. Mit einer solchen armseligen, dazu ungenauen Statistik, wie sie B. übt, blendet man nur sich selbst und Unkundige, denen man damit zeigen möchte, wie „herrlich weit“ es die Goethephilologie schon gebracht hat. B. tadelt auch den „zerhackten Rhythmus“, daß „die Enden der kurzen Verse scharf den rhythmischen Fluß der Rede durchschneiden.“ Was er damit meint, verstehe ich nicht. Daß einigemal der Gedanke durch zwei Verse fortläuft, kommt ja vielfach vor und ist keineswegs ein Fehler, da es die langweilige Eintönigkeit wohlthuend unterbricht. Eben so haltlos erscheint die Behauptung, in seinem Wohl laut stehe das Lied noch unter den Leipziguern; weislich zieht sich diese Behauptung auf etwas „Undefinirbares“ zurück. Ich vermisse auch hier keineswegs Goethes „Venusrede“; sie tritt an manchen Stellen sehr glücklich hervor. Doch B. ist seiner Sache so gewiß, daß er sogar den Morgen zu erraten glaubt, wo Lenz das Lied gedichtet habe, nämlich am letzten Augustsonntag 1772. Und doch beweist gerade die dafür angeführte Brieffstelle, daß Lenz an diesem Morgen nichts weniger gethan als Verse gemacht hat; denn sie erzählt, wie er bis vier Uhr morgens in der Laube zu Sesenheim geseffen habe, um sich von seinen Tagesmärschen zu erholen, dann eingeschlafen sei, später eine Bibel und eine Konfordanz zur Hand genommen und um neun Uhr die Kanzel bestiegen habe, sodas er also gerade zu der Zeit, wo er die Verse gedichtet haben soll, im Schläfe lag, aber nicht Friederiken zum Spaziergang erwartete!

Aus dem mehr als vierwöchigen Aufenthalt in Sesenheim seit dem

18. Mai ist uns kein Gedicht erhalten. Wahrscheinlich dichtete Goethe auch keins. Friederike war damals meist leidend, ihn selbst quälte der Husten, noch mehr das Schuldbewußtsein, da er die Hoffnungen, die er in dem geliebten Mädchen erregt hatte, nicht erfüllen konnte, wie sich dies ergreifend in den Briefen an Salzmann ausspricht. Später besuchte die Pfarrerin mit ihren beiden Töchtern ihre Straßburger Verwandten. Goethe gedenkt dieses Besuchs in „Wahrheit und Dichtung,“ und wir dürfen trotz der freien, novelistischen Ausführung nicht daran zweifeln, da uns ein Lied Goethes erhalten ist, das er nach dem damaligen Abschiede dichtete. Es setzt schon eine solche Trübung des Verhältnisses voraus, daß es nicht vor den längern Besuch Goethes im Mai fallen kann. Das Gedicht ist in vierversigen, wechselnd reimenden Strophen geschrieben, deren gerade Verse um einen, deren ungerade um zwei Füße länger sind als die des vorigen Liedes. Der düsterste Mißmut hat es ihm eingegeben, der Gram ist diesmal wirklich nach seinem frühern Ausdrucke in sein Lied übergegangen und hat es überspannt; es scheint mehrere Tage nach dem Abschiede gedichtet, als er über seinen Verlust verzweifeln sich zu der Bitte an die für ihn verlorne getrieben sah, ihm doch noch einmal zu schreiben, daß sie ihn liebe, und es schließt mit der Bemerkung, der Gedanke, sie nie wiederzusehn, würde ihn töten, nachdem er schon vorher geklagt hat, sie habe ihm nichts zurückgelassen als die Verzweiflung und das Grab, den Tod. Den Zug, daß Friederike beim Abschied für ihre Freundinnen Thränen gehabt, ihn selbst ganz unbeachtet gelassen habe, wurde im „Werther“ glücklich benutzt. Freilich gehört der gereimte Brief nicht zu den Ergüssen wahren Gefühls, da er aus einem zwiespältigen, schuldbewußten Herzen geflossen ist, aber zu der Annahme, Lenz habe ihn geschrieben, fehlt uns jede Berechtigung. Und doch hat sich Weinhold, ein sonst so besonnener Forscher, in der „Chronik des Wiener Goethevereins“ vom 20. April 1890 dafür erklärt, zunächst dadurch veranlaßt, daß drei andre in Seseheim gefundene Gedichte auch in einer Abschrift von Lenz erhalten waren. Wir sehen, wie wenig daraus folgt. Gehen wir auf seine andern Gründe ein. Die bei Lenz so ungemein häufige rhetorische Wiederholung derselben Worte erklärt sich aus dem überspannten Ton und ist Goethe selbst, ja auch der gewöhnlichen Rede nicht fremd. Wenn hier „ihm nichts,“ „o laß dich doch“ und „ich fühl“ wiederholt werden, so findet sich bei Goethe sonst „ich muß,“ „ich will“ und „trocknet nicht“ zweimal unmittelbar hinter einander, ja einmal lesen wir: „Das ist euer Bild, ihr Götter! Ihr Götter, euer Bild!“ Daß in zwei Versen hinter einander „schwarz“ als Beiwort steht, braucht man kaum aus dem raschen Entwurf des ungefeilten Impromptus zu erklären. Vers 7 kann „des Jünglings“ als Gegensatz zu „deinen Freundinnen“ nicht im geringsten auffallen; auch sonst steht bei Goethe sehr häufig der Jüngling als Gegensatz zum Mädchen, besonders von Liebenden. Wenn Lenz einmal sagt, er habe die Stelle gesucht, die Cornelia als ihren Lieblingspaziergang be-

zeichnet hatte, so läßt sich das gar nicht damit vergleichen, daß es hier in ganz anderer Beziehung sachgemäß heißt, der Dichter sei in Gegenden gelaufen, wo er einst mit Friederiken gegangen. Ebensovienig verschlägt es, daß Lenz ein paarmal seinen Widerwillen gegen das Spaziergehen der Straßburger und Straßburgerinnen äußert. Dem von Friederiken hingerissenen Goethe sind alle andern Frauenzimmer, die er nach Friederikens Entfernung in Straßburg sieht, Puppen und Märrinnen. Der Wunsch, daß ihm Friederike noch einmal schreiben möge, fließt so tief aus des Dichters Seele, daß es seltsam erscheint, wenn Weinhold daraus etwas beweisen will, daß Lenz auch in seinen Briefen oft bittet, man möge ihm schreiben, Friederike soll ihm ihre Liebe brieflich versichern. Selbst ähnlichere Äußerungen bewiesen nichts. Weiter trifft es auch nicht zu, daß die Lebensverzweiflung Lenzisch, aber nicht Goethisch sei. In dem Gedichte „Rettung“ will der Dichter im Flusse den Tod suchen. Aber von Selbstmord ist hier überhaupt keine Rede. Vergleichen wir „Erwin und Elmire,“ so wünscht dort Elmire: „O Liebe, gib mir den Tod!“ d. h. sie ersehnt sich den Tod, den der Gram ihr bringen werde, wie sie vorher ausgerufen hat: „Schrecklicher Gedanke! [daß Erwin aus Liebesverzweiflung die Welt verlassen habe] er wird mich ums Leben bringen.“ So heißt es denn auch hier: „Entsetzlicher Gedanke! . . . Ich fühl, ich fühl ihn ganz — es ist zu viel — ich wanke — Ich sterbe, Grausame — für dich!“ Er fürchtet, daß er ohnmächtig hinfallen, ja der Gedanke ihn töten werde. Zu „ich wanke“ vergleiche man das Lied „Elysium“ von 1772, wo der Dichter, voll der seligen Lust, einen Kuß von Lila zu erhalten, das ihn überwältigende Gefühl in den Worten ausspricht: „Und ich wanke, nahe mich, blicke, seufze, wanke.“ Überspannung herrscht dort ebenso wie hier. Ganz unstatthaft erweist sich die Annahme Weinholds, das Gedicht falle in die Zeit zwischen die Abreise der Pfarrerin Brion und ihrer Töchter nach Saarbrücken und deren Rückkunft, zwischen den 3. und den 15. Juni 1772, wo Lenz einige Tage in Straßburg gewesen sei. Die Stadt kann nach Vers 21 „Dann in die Stadt zurück“ nur der Wohnort des Dichters sein, der ihm, seit die Geliebte dort von ihm geschieden ist, ganz öde scheine, die „Gegenden, wo er mit ihr gegangen,“ (Vers 21) müssen die bei Straßburg sein. Lenz aber war nie mit ihr in Straßburg; sein Abschied von ihr fand nicht in der Stadt, sondern in Seseheim statt, auch nicht als Friederike sich von ihren Freundinnen verabschiedete (Vers 5 ff.), sondern am Tage vor ihrer Abreise (am 2. Juni), wo ihm Friederike nach seinem großsprecherischen Bericht ewige Liebe gelobte. Auch die Lage Lenzens im Juni 1772 widerspricht geradezu der, die das Lied voraussetzt, das deutlich ausspricht, einmal hätten die Freundinnen die schon beschlossene Abreise rückgängig gemacht, und das zweite Mal sei Friederike mit Thränen von ihnen geschieden. Lenz war frühestens am 12. Juni in Straßburg; doch so kurz vor der erwarteten Rückkunft hätte er nicht den

verzweifelten Brief „Ach, bist du fort?“ schreiben können, abgesehen davon, daß dieser die schon am 17. zurückgekehrte nicht mehr in Saarbrücken, noch weniger Friederikens Antwort Lenz hätte treffen können. So ergibt sich Weinholds Zeitbestimmung von allen Seiten als verfehlt. Auch die von B. versuchte (Ende August 1772, kurz ehe Lenz nach Landau reiste) ist unmöglich, da sich damals keine Spur von Kälte gegen ihn, ja nicht einmal von einer (völlig unwahrscheinlichen) Abreise Friederikens findet. Das von B. gegen Goethe vorgebrachte stimmt meist mit Weinholds Begründung. Von dem ihm eignen heben wir hervor, die Anrede mit dem Abstraktum „Vollkommenheit“ sei für Goethe eine so auffallende Abnormität, daß sie allein genüge, „das Lied ihm abzusprechen.“ Nun braucht freilich Lenz mehrfach „Vollkommenheiten“ im Sinne von vollkommenen Eigenschaften, wie Goethe schon in einem Briefe von 1764. Aber „Vollkommenheit“ als Bezeichnung einer vollkommenen Person hat wohl Lenz so wenig wie Goethe, letzterer einmal ähnlich „Trefflichkeit.“ Wenn er hier „Vollkommenheit“ im Sinne von „Ideal“ als Anrede braucht, wie schon im Leipziger Liederbuch „Ideal und Seltenheit,“ in „Künstlers Morgenlied“ von der Geliebten „alldeutend Ideal“ als Anrede steht, so erkenne ich darin Goethes die Sprache glücklich beherrschenden Geist. Ganz unverzeihlich finde ich endlich die kecke Behauptung, in der Seseheimer Liebe finde sich kein Augenblick, worin diese Verse gedichtet sein könnten, Goethe sei immer der glückliche Liebhaber gewesen, und diese Liebe steigere sich bei ihm bis zum letzten Augenblicke. Das entschiedenste Gegenteil beweisen seine Briefe an Salzmann während des letzten längern Aufenthalts in Seseheim.

Davon zeugt auch das letzte Lied, sein schriftlicher Abschied nach dem fröhlichen, ja übermütigen Ausflug, den er mit den Freunden in das obere Elsaß anstellte. Es ist an einem nebligen und rauhen Augustmorgen gedichtet, in derselben Strophenform, wie „Erwache, Friederike,“ nur haben die geraden Verse einen Fuß mehr, sind also eine Silbe länger als die ungeraden, wodurch die Strophe einen ernstern Charakter gewinnt; in dem leidenschaftlichen Liede „Ach, bist du fort“ hat die vierversige Strophe in den ungeraden Versen zwei Füße mehr, sodaß sie heftiger auftreten. Die Trübe des Augustmorgens, der ihn aus der Stadt getrieben hat, erregt das Gefühl seines Unglücks, daß für ihn die liebliche Friederike verloren sei, in deren Blick er, im Gegensatz zu der jetzigen Trübe der ihn umgebenden Natur, Sonnenschein und Glück gefunden habe. Das heute etwas abgegriffne Wort „lieblich“ bezeichnete damals die vollste Anmut, wie wir schon in „Willkommen und Abschied“ das „liebliche Gesicht“ fanden. Das Gedicht „Blinde Kuh“ beginnt: „O liebliche Therese.“ Wie traurig jetzt alles sei, führt die zweite Strophe aus. Der Baum, in den er ihre verschlungenen Namenszüge im Frühling geschnitten hat (wohl auf dem „uralten Spaziergang hoher, vielreih kreuzender Linden, Wiese dazwischen“ an der Ill, dessen er im Mai 1775 in einem Briefe gedenkt) scheint ihm „vom rauhen

Winde zu erblicken," die grünen Wiesen trüb dreinzuschauen, weil sie die Sonne vermiffen, wie er Friederiken, die ihm überall fehlt. Mit einem Sprunge geht er dann in der dritten Strophe zur Heimat über. Auch dort, wohin er bald ohne sie gehen muß, wird er sich nach ihr sehnen, selbst in der jubelnden Freude der Frankfurter Weinlese (nach Mitte Oktober). Der Ausdruck ist hier fast in jedem Worte bezeichnend, ja eigentümlich, wie das „in die Reben gehen“, das „einherbsten der Trauben.“ Auch die das Ganze trefflich abrundende, auf Friederiken zurückkehrende Schlußwendung drückt die innige Liebe des zur Entfagung genötigten anmutig aus. Ganz verfehlt ist B.'s Versuch, das Lied nach Frankfurt in den Spätherbst zu verlegen, als ob es im August keine trüben Nebelmorgen gäbe. Daß er jetzt nicht mehr zu ihr zurück dürfe, bezieht sich darauf, daß es ihm verwehrt ist, sie noch einmal in Sesenheim zu besuchen, wo er als ungetreuer Liebhaber eine traurige Figur spielen und die bittersten Gefühle erregen würde. Dennoch konnte er später dem Verlangen nicht widerstehen, von der Geliebten persönlich Abschied zu nehmen; die Zeilen, die er vor diesem bittersüßen Kitt nach Sesenheim schrieb, haben sich im Abdruck erhalten und zeugen von der verzweifelnden Aufregung des schmerzlich scheidenden.

So bieten uns die Straßburger Gedichte eine höchst anziehende Reihe Ergüsse von Goethes den Dichterschwung neu erweckender Liebesehnsucht, von seinem bis zu dem Versprechen ewiger Treue gedeihenden Liebesglück und von seiner bitteren Entfagung bis zum Scheiden. Alle bekunden des jungen Dichters herrliche Begabung, wenn auch ein paar davon nur launig tändeln, andre an dem seine Seele trübenden und überspannenden Ärger oder an wilder Verzweiflung leiden, die ihn nicht zu reinem, echt tragischem Ausdruck der Entfagung kommen lassen. Es gewährt gerade einen eignen Reiz den zum ersten Mal von voller, durchgeistigter Liebe ergriffnen Süngling in so verschiedenen Gemütslagen zu beobachten. Ein wahrer Hochverrat scheint es, das, was davon weniger ansprechen will, aus kritischem Gelüft unbesonnen zu verwerfen, besonders wenn es dabei an den bei solchen feinen Fragen unerläßlichen Grundlagen, reifem Urteil und eindringender, umfassender Kenntnis, fehlt. Aber diese wenigen Gedichte sind leider die einzigen nachweisbaren lyrischen Erzeugnisse aus Goethes für seine Ausbildung so wichtigen Straßburger Tagen. Von den vier andern Liedern, die die „Chronologie“ hinter den Werken seit 1837 unter den Jahren 1770—1771 aufführt, ist kein Beweis einer frühen Entstehung geliefert, noch willkürlicher hat man andre hierher gezogen, ja die Annahme, daß in diesen Jahren eines dieser Lieder gedichtet sei, entbehrt sogar jeder Wahrscheinlichkeit. Es gilt, die verschiedenen Zeiten von Goethes Lyrik streng von einander zu sondern: nach der Rückkehr von Straßburg beginnt eine neue Entwicklung auch des lyrischen Dichters.